

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 14 (1949)
Heft: 3

Artikel: Eine Sie zum Er
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859670>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Sie zum Er.

Zu einem rechten Er gehört auch eine rechte Sie. Solch ein rechter Er ist bekanntlich J. P. Hebels dicker Amsterdamer, den der Doktor auf hundert Stunden Entfernung von seinem Übergewicht befreit hat. Damit er aber nicht allein durch unsere Kalender und Schulbücher wandern muss, wollen wir ihm eine Sie an den Arm geben, geht es doch selbander in der Regel leichter und besser. Und diese Sie ist ja nicht weniger dick als jener Er, nur dass sie vom Zeglunger Peter geheilt worden ist, wie unsere Vordern erzählen.

Es war also vor etlichen Dutzend Jahren, da lebte im Fünflibertal eine Frau, die sich das Leben schön machen konnte. Sie heiratete in eine Wirtschaft und musste nicht mehr wie als ledig auf den Acker gehen und in der stechenden Sonne Kartoffelreihen aufhäufeln, Gemüsebeete jäten oder Runkelrüben setzen, um dann am Abend mit einem Reissen im Kreuz und einem Zwacken in den Waden wieder heimschlürpen zu dürfen. Der Mann holte sie nicht einmal in den Heuet oder in die Ernte, gleichviel ob die Wolken wie grosse Rauchschwalben über die Wasserfalle flogen und ein Gewitter herbrachten. Es genügte ihm, wenn seine Frau im Hause dafür sorgte, dass die Gäste kamen und nicht eher wieder fortgingen, als bis sie ein nettes und in der Hand wägbares Dankgarschön daliessen.

Und es ging alles am Schnürchen. Der Garten, das Pflanzland, die Fruchtäcker wurden bestellt, Heu und Garben kamen unter Dach, wie es sich gehört. Dazu lief es in der Wirtschaft gleich einem Taubenschlag: ein und aus, nichts als ein und aus. Die Frau sass am Fenster und strickte; aber ihre kirschrunden Augen kugelten hin und her. Ein Blick auf das Glas vor dem Gast, ein leichtes Zwinkern für das rehschlanke, gelenkige Mädchen — und die Sache kam in Ordnung. Gewöhnlich ohne ein Wort, sogar ohne Nachhilfe durch einen Wink. Diese Augen konnten halt nicht nur sprechen, sie konnten auch lesen, Gedanken lesen — blank von der Stirne, vom Gesicht weg.

Ist es da zu verwundern, dass man in diesem Hause das geläufige Wort «Wer keinen Kopf hat, muss Beine haben» abänderte und sagte: «Wer Augen hat, braucht keine Beine»? Wenigstens bei solchen Augen ging es ohne Beine — für die Wirtin. Und es ging merklich vorwärts. Der Kel'er leerte sich, die Kasse füllte sich. Der Mann nahm an Geld und Geltung zu — und die Frau an Fülle und Gewicht. Nach drei, vier Jahren konnte sich die gute und weitum beliebte Wirtin kaum mehr fortbewegen, so kam ihr der eigene Leib in den Weg. Keuchend stand sie auf, keuchend setzte sie sich auf den Stuhl. Und mit jedem Tag fühlte sie sich kräcker, obwohl sie seit Kindstagen nie mehr auch nur den Anhauch einer Krankheit verpürt hatte.

«So geht es nicht mehr länger», sagte sie eines Abends zum Mann, «ich muss etwas machen.»

«Also zum Zeglunger Peter!» meinte der Mann.

«Glaubst du, der könne helfen?»

«Er hat schon vielen geholfen. Denke nur an den alten Steingrubenhannes oder an die Baschigrift, die ja alle aufgegeben hatten.»

«Hast schon recht; aber gegen meine Krankheit...»

«Wird der Peter wohl ein Mittel haben. Probieren wir's einmal!»

Und am andern Morgen lud der Wirt seine Frau mit Hilfe des Mädchens und der Gottenbase, die seit Jahren in der Küche regierte, auf seinen Bernerwagen und fuhr nach Zeglingen zum Naturarzt und «Wunderdoktor», wie ihn viele im Ergolz- und Birstal und bis hinunter in die weite Elsassebene nannten. Der Peter hiess die Frau in die Stube kommen und Platz nehmen. Als sie verschlauft hatte, fragte er:

«Und — wie geht es Euch?» Die Frau antwortete etwas gereizt: «Seht mich doch an!» Aber der Peter hängte ganz ruhig ein: «Ihr seht gut aus. Es wäre mancher froh, er hätte ein Pfund von Eurer Gesundheit.»

«So nehmst davon weg,» rief die Frau, «just darum bin ich doch gekommen!»

«Genug wäre da und kostenlos könnte man's haben. Aber wie wegnehmen?» lächelte der Wunderdoktor verschmitzt.

«He, durch ein Mittel!»

«Ich weiss eben nicht, durch welches, will aber im grossen Buche nachlesen. Seid so gut und kommt morgen wieder. Der Mann fährt ja nicht ungern im Land herum. Noch einmal drüber schlafen, dann werden wir's schon herausfinden, das beste, das einzige Mittel.»

Wohl oder übel musste die Frau heimgehen.

Tags darauf sass sie wieder beim Zeglinger Peter. Der sagte: «Ich hab's, ich hab's! Für Euch gibt es nämlich kein Mittel. Ihr seid übergesund. Und das bringt den Tod. Ich rechne — wenn ich Euch so anschau — noch sieben Tage, dann werdet Ihr sterben.»

Auf diese Erklärung fiel die Frau fast vom Stuhl vor Schrecken. Sie weinte wie ein Kind und flehte, doch noch einmal nachzuschauen in dem grossen, dem bösen Buch. Aber der Wunderdoktor mass sie mit scharfem Blick und sagte: «Es ist so, gute Frau. Gegen Übergesundheit ist leider kein Kräutlein gewachsen — und ich gebe Euch nicht einen einzigen Tag als Zustupf, es bleibt bei sieben!»

Schluchzend fuhr die Frau nach Hause. Und mit ihr fiel ein sarg-schwarzer Schatten in die Wirtschaft. Die Wirtin sass nicht mehr am Gasthausfenster und leitete alles mit ihren kirschrunden Augen. Sie lächelte nicht mehr die Gäste an. Sie schlepppte sich selber in die oberen Gemächer, schwankte von Stube zu Stube, pustete von Kammer zu Kammer und weinte. Alles, was um sie vorging, liess sie kalt. Sie ass nichts mehr, sie trank nichts mehr. Kaum hatte sie sich irgendwo müde hingesetzt, so stand sie schon wieder auf und keuchte über den Gang und die Zimmerböden. Auch der Schlaf kam nicht zu ihr. Wenn der Mann einen langen Faden zog und schnarchte, dass es soderte, supfte und glückste, als stände eine Pfanne Erdäpfel auf dem Feuer, da seufzte sie: «Ach Gott, ach Gott, schon muss ich sterben!»

Natürlich wollten ihr die Angehörigen und Verwandten diese dumme Idee aus der Seele schwatzen. So etwas sei Gott versucht, beteuerten sämtliche Basen und Vettern, und der Zeglinger Peter gehöre umgekehrt und erst noch verdreht an einen Baum, wenn man es recht anschau. Er sei ohne dies schon ein Quacksalber schlimmster Sorte und nirgends mehr sauber übers Nierenstück.

Endlich kam der gefürchtete siebente Tag. Am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, lief die erschöpfte Frau als von Peitschen getrieben und kaum der Sinne mehr mächtig von einer Stube in die andere, von der Küche in den Schopf, vom Schopf in den Baumgarten und von da wieder in die Gaststube oder die Treppe hinauf in eine der Kammern. Und als es einnachtete und eine brandschwarze Wolke auch die letzte Taghelle wie mit einem Schwamm vom Himmel auslöschte, da setzte sich unsere arme Frau vollständig erschöpft neben ihr Bett und starrte unverwandt und wie ein Geist auf die Wanduhr. Im gleichmässigen Takt schwang der Plamper hin und her, hin und her. Stetig, unerbittlich stieg der Zeiger auf neun, zehn, elf. Und nun pochte die bängste aller bangen Stunden an die Tür. Jeder Atemzug wurde zum stillen Seufzer, zur herzinnigsten Bitte: «O Gott, o Gott, lass mich noch leben!»

Da schlug es zwölf Uhr. Unglaublich langsam und unter furchtbarem Bangen und Ängsten wurde es eins. Die gute Frau war in Schweiß gebadet. Und sie lebte noch! Der Zeiger rückte auf zwei vor, auf drei, auf vier. Es begann trübe zu tagen. Und sie lebte immer noch! Auf einmal stieg die Sonne über die Höhen. Jetzt atmete die Frau freier und sagte: «Ich glaube doch, der Zeglinger Peter hat sich geirrt!» Sie erhob sich, strich ihre Junte glatt, die merkwürdig lotterig, fast schlitternd um Lenden und Schenkel hing. Und als der Mann seinen Kaffee getrunken hatte und das Pferd vor dem Hause scharrete, stieg sie trotz einer Woche Fasten und schlafloser Nächte schier ohne Hilfe auf den Wagen und fuhr nach Zeglingen.

Dem Peter, der sie mit geschlitzten Äuglein mass, sagte sie: «So denn, die sieben Tage habe ich gebuckelt und abgeworfen. Sie liegen hinter mir — und ich lebe noch. Da seht Ihr, wie falsch Eure Rechnung war. Ihr seid meinethalben alles, nur kein Wunderdoktor.»

«Das glaube ich auch nicht,» lächelte der Peter, «aber gerechnet habe ich recht. Oder habt Ihr nicht abgenommen?»

«Das schon. Ich bin wenigstens aus den Kleidern gefallen.»

«Also war mein Augenmass gut. Ich sah doch gleich, dass da kein Mittel mehr nützt. Drum diese Rosskur! Nicht wahr, die Todesangst macht es aus, liebe Frau? Angst vor dem Tode, sieben Tage lang und die Nächte doppelt gezählt — da verschwinden etliche Pfund.»

«He, wenn man nichts mehr essen mag, keinen Schlaf findet und den ganzen Tag herumläuft, dass es von einem tropft ...»

«Hättet Ihr das auch getan, wenn ich Euch diese Angst nicht eingejagt hätte? Sicher nicht! Nun aber rate ich Euch noch an: Lauft weiter herum, geht mit dem Mann aufs Feld, nehmt von Zeit zu Zeit den Karst oder die Hause wieder in die Hand, jätet den Garten selber — und die allzu dicke Gesundheit überfällt Euch nicht mehr.»

Die Frau versprach das und hielt Wort. Sie musste nie mehr zum Zeglinger Peter gehen, freute sich noch als Grossmutter an ihrer unverwüstlichen Gesundheit und sagte immer, wenn das Gespräch auf den Zeglinger Peter kam: «Er ist halt doch so etwas wie ein Wunderdoktor.»